

Zeitschrift: Dissonanz : die neue schweizerische Musikzeitschrift = Dissonance : la nouvelle revue musicale suisse

Herausgeber: Schweizerischer Tonkünstlerverein

Band: - (1984)

Heft: 2

Rubrik: Discussion = Diskussion

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nell'ambito della produzione laudistica come si configurava nel resto dell'Italia, la risposta a una specifica realtà culturale e sociale di frontiera, che costituisce poi l'unica spiegazione, come giustamente conclude il Colzani, della sproporzione tra le edizioni polifoniche dei salmi ugonotti e l'esiguità della regione nella quale furono pubblicate.

Carlo Piccardi

Hören ist die beste Schule

Hanns-Werner Heister: *Jazz Reihe Musik aktuell – Analysen, Beispiele, Kommentare*
Bärenreiter-Verlag Kassel 1983

Ein Jazzmusiker sollte nie ein Schulbuch in die Hand nehmen, dachte ich, als ich dieses zu lesen begann. Zur Schule zu gehen, um improvisieren zu lernen und um als Musiker zum ganz persönlichen Ausdruck zu finden, das ist schlimmer als bloss paradox. Und wenn das noch wie in Bern mit einem eidgenössisch anerkannten Diplom abgesegnet wird... Doch nicht das Lernen zerstört die Kunst. Es ist das Lernen des «Richtigen», «Wahren», «Guten», das dies besorgt.

Doch das ist ein anderes Thema, und Hanns-Werner Heisters Buch ist entschieden keine Anleitung zum Musizieren, weder zum «richtigen» noch zum «fröhlich-naiven»; kein Lehr-Buch für angehende Musiker, sondern eines «für die Sekundar- und Studienstufe».

Er beginnt gleich im Vorwort mit einer Warnung vor sich selber: Sein Buch ist bloss kompilatorisch und stützt sich – was die vergangene Geschichte des Jazz betrifft: notwendigerweise – auf bereits vorhandene Literatur, die er oft zitiert bzw. auf die er verweist. Aus dieser Warnung zieht er selber aber keine Konsequenzen; schliesslich geht die Geschichte weiter, jetzt, und es gibt immer Gelegenheit, diese an lebenden Exemplaren zu studieren, schon allein, weil Jazz längst nicht mehr nur amerikanische Angelegenheit ist. Lebendige Musik fordert lebendige Forscher! (Ich habe nichts gegen trockene Analysen; jeder Musiker analysiert, was ihn weiterführen kann, aber dass Analyse den ästhetischen Genuss verstärke, ist eine Behauptung, die einen Pleonasmus verdeckt: Analyse verstärkt den Genuss dessen, dem Analysieren ein Genuss ist).

Zwischen Vorwort und erstem Kapitel folgt eine Aufzählung der Akkordsymbole, eine Liste der Instrumentenabkürzungen, ein (allzu kurzer) Abriss der historischen Ereignisse sowie eine Stiltabelle. Die einzelnen Kapitel haben leider so unsägliche Überschriften wie «Anpassung und Auflehnung», «Rebellion und Resignation», «Revolution und Konsolidierung» usw. Diese billige Dialektik wird strikt durchgehalten, sagt aber nur etwas aus über das (sozialdemokratische?) Bildungsgut des Autors. Was Heister aber darunter zusammenträgt, ist spannend zu lesen,

und – dies erachte ich als besonders bemerkenswert – er hält sich mit Absicht nicht an eine Chronologie der Stile. Erstens marschiert die Geschichte ja nicht unbeirrt durch die Epochen (die etwa in Joachim Ernst Behrendt's «Jazzbuch» sogar in saubere Dekaden verpackt worden sind) und zweitens ermöglicht dies einen offenen Unterricht, der ja nach Kenntnissen und Vorlieben der Schüler überall einen Einstieg bietet.

Leider versucht sich auch Heister in der Kunst der Definition. Das hätte er bleiben lassen sollen. Für ein Unterfangen wie das vorliegende Buch ist dies viel zu ehrgeizig, zudem langweilig. Eine Definition ist so starr und kalt wie eine Jazzschule.

Zum Buch ist eine Schallplatte erhältlich, die wohl mitgekauft werden muss, denn Heister bezieht sich oft auf die hier versammelten Musikbeispiele. Nun ja, almost no comment: auf einer einzigen LP lässt sich die Geschichte des Jazz nie und nimmer darstellen, besonders wenn noch eine etwas befremdliche Auswahl getroffen wird (was soll das Golden Gate Quartet oder die Young Tuxedo Brass Band hier?). Ich hätte das anders gemacht: für die Analysen hätte ich durchwegs Kompositionen auf erhältlichen Platten verwendet, diese mit allen Angaben versehen im Buch erwähnt und durch eine ausführliche Diskographie ergänzt. Eine solche fehlt im vorliegenden Buch unverständlicherweise völlig. Ich verweise daher auf diejenige in Behrendt's «Jazzbuch», die mich selbst schon an viele gute Musik herangeführt hat.

Hören ist die beste Schule.

Timo Fleig

Discussion Diskussion

Musiktherapie ist Metwas anderes

Betr.: *Musiktherapie als Droge, Dissonanz*
Nr. 1, S. 6 bis 10

Musiktherapie ist journalistisch in. Vor allem jene Musiktherapie, die sich mit mehr oder weniger bissiger Ironie verkaufen lässt. Während in aller Stille Musiktherapeuten in Kliniken und Heimen wirken und an Ausbildungsmöglichkeiten arbeiten, machen in der Öffentlichkeit Therapie-Apostel wie John Diamond von sich reden. Und liefern damit den Kulturredaktionen einschlägiger Magazine Stoff. Jüngste Beispiele: «Spiegel»-Bericht über keltisches Musikritual in Lichtenfels (Nr. 38, 17. Sept. 1984); Artikel «Heilkraft Musik» in «Musik & Theater» (Nr. 9, Sept. 1984). Und eben: der Artikel Max Nyffelers in der ersten Nummer von «Dissonanz». Gewiss, Max Nyffelers Kritik gilt Diamondschen Tendenzen und grenzt

diese auch klar ab von seriöser Musiktherapie. Aber solange die Mehrheit der Leser keine oder falsche Vorstellungen von ernstzunehmender Musiktherapie hat, bringt es wenig, just Abwege und Auswüchse dieses noch jungen Therapiegebietes in aller Ausführlichkeit zu beleuchten. Ich möchte daher die nachstehenden Informationen als Ergänzung zu Nyffelers Aufsatz, nicht als Kritik, verstanden wissen. Denn ein John Diamond und sein «Live-Energy»-Brimborium hat mit seriöser Musiktherapie etwa so viel zu tun, wie ein Magnetopath mit seriöser Heilkunde. Auch die beiden anderen von Nyffeler zitierten Autoren, P.M. Hamel und J.E. Berendt, sind in der aktuellen Musiktherapie-Szene ohne jede Bedeutung, sind vielmehr Randerscheinungen, die es immer und überall gibt. Der Titel des Aufsatzes, «Musiktherapie als Droge oder Wer therapiert die Therapeuten?», trifft jedoch nicht nur diese Randerscheinungen, sondern stellt in schlagkräftiger Formulierung die ganze Musiktherapie in ein schlechtes Licht. Und das zu einem Zeitpunkt, da in der Schweiz sachkundige Leute daran arbeiten, die Musiktherapie als eine (unter anderen) Hilfe- und Heilmethode zu etablieren.

Was ist Musiktherapie?

Ein Zitat: «Musiktherapie ist die gezielte Anwendung der Musik oder musikalischer Elemente, um therapeutische Ziele zu erreichen: Wiederherstellung, Erhaltung und Förderung seelischer und körperlicher Gesundheit. Durch Musiktherapie soll dem Patienten Gelegenheit gegeben werden, sich selbst und seine Umwelt besser zu verstehen und eine bessere psychische und physische Stabilität zu entwickeln. Um dies zu erreichen, verfolgt der geschulte Musiktherapeut die Behandlungsziele, die von und mit dem therapeutischen Team oder dem behandelnden Arzt zusammen mit dem Patienten entwickelt werden. Durch regelmässige Evaluation wird die Effektivität der therapeutischen Massnahmen überprüft.»

Diese recht komplexe Definition der Deutschen Gesellschaft für Musiktherapie ist nicht umfassend. Es fehlt darin zum Beispiel das wichtige Gebiet der musiktherapeutischen Arbeit mit Geistigbehinderten oder mit Insassen von Altersheimen, die ja nicht «Patienten» sind und wo es nicht um ein Heilen geht, sondern um eine Erweiterung des Erlebnisbereichs oder ganz einfach um das Herstellen von Kontakten, die anders (z.B. verbal) nicht möglich wären.

Kontaktaufnahme ist überhaupt etwas vom Wesentlichen moderner Musiktherapie. Im Gegensatz zu Leuten, die marktschreierisch mit ihren Heilmethoden und -erfolgen prahlen, sieht sich der seriöse Musiktherapeut als Glied einer Kette, zu der auch andere Therapeuten, Ärzte, Heilpädagogen und nicht zuletzt Familienmitglieder gehören. Und viele Musiktherapeuten arbeiten interdisziplinär, in Verbindung mit

Therapieformen wie Gestalttherapie, Psychodrama oder Maltherapie, um nur einige zu nennen.

Musiktherapie in der Schweiz

Ohne über genaue Zahlen zu verfügen, kann ich aufgrund persönlicher Kontakte sagen, dass gegenwärtig in der Schweiz Musiktherapie in mindestens zwei Dutzend öffentlicher oder privater Kliniken, Heimen und ähnlichen Institutionen praktiziert wird. Im Oktober 1981 hat sich der «Schweizerische Fachverband für Musiktherapie» konstituiert, der sich seither um das Berufsbild sowie um Aus- und Weiterbildung kümmert. Für die Aufnahme in den Fachverband gilt ein Reglement, das Ausbildung und fachliche Kompetenz der Mitglieder erfasst.

Seit 1980 bietet die «Ecole de Musicothérapie» in Neuenburg (angeschlossen der «Ecole sociale de musique du Val de ruz et du vignoble») ein dreijähriges, berufsbegleitendes Studium für Musiktherapie an. Und schon kündigt sich eine weitere Ausbildungsmöglichkeit an: das Konservatorium Schaffhausen hat im Sommersemester 1984 einen Informationskurs über Musiktherapie durchgeführt, der auf breites Interesse stiess und in dessen Verlauf sieben schweizerische Musiktherapeuten Einblick in ihre Arbeit gewährten. Gegenwärtig arbeitet der Fachverband an der Aufstellung eines Ausbildungselementes, und es ist vorgesehen, ab Herbst 1985 in der Ostschweiz, möglicherweise am Konservatorium Schaffhausen, eine weitere berufsbegleitende Ausbildung für Musiktherapie zu eröffnen.

Bisher konnten sich Interessenten nur im Ausland oder in einem unübersichtlichen selbst zusammengestellten Studium auf die musiktherapeutische Praxis vorbereiten. Die gegenwärtig in der Schweiz wirkenden Musiktherapeuten haben ihre Ausbildungen vor allem in London, Hamburg, Wien, Salzburg und den USA genossen. Die gegenwärtig ehrgeizigste deutsche Ausbildung an der Hochschule Heidelberg ist wegen rigoroser Aufnahme- und Studienbedingungen (nur ein Ausländer jährlich, vierjähriges Vollstudium) für Schweizer praktisch nicht erreichbar.

Literatur über Musiktherapie

Bücher wie jene von John Diamond und anderen sind als Information über die reale Musiktherapie-Szene denkbar nebensächlich und ungeeignet. Hier einige Publikationen, die ich interessierten Lesern empfehlen möchte:

- G. Harrer (Hrsg.): Grundlagen der Musiktherapie und Musikpsychologie; Gustav Fischer Verlag, Stuttgart 1982 (Standardwerk)
- H.H. Decker-Voigt (Hrsg.): Handbuch Musiktherapie; Eres Edition, Lilienthal/Bremen 1983 (Nachschlagewerk für verschiedenste Aspekte der gegenwärtigen Musiktherapie-Praxis und -Theorie)
- Juliette Alvin: Musiktherapie; dtv/Bärenreiter, 1984

(Hervorragende, unbedingt lesenswerte Zusammenfassung von Einsichten und Erfahrungen dieser bedeutenden englischen Musiktherapeutin, die 1982 gestorben ist)

- Edith Lecourt: Praktische Musiktherapie; Otto Müller Verlag, Salzburg 1979 (Musiktherapie aus französischer Sicht mit starker Betonung der Methodik, Grundlagenforschung und Anwendungsformen, namentlich auch passiver Musiktherapie)
- Mary Priestly: Analytische Musiktherapie; Klett-Cotta, Stuttgart 1983 (Vorlesungen am Gemeinschafts-krankenhaus Herdecke; stark praxisorientiert, Versuch eines Brückenschlags zwischen Musiktherapie und Psychoanalyse)
- Gertrud Schubert: Klänge und Farben; Gustav Fischer Verlag, Stuttgart 1982 (Verbindung der Musiktherapie mit Maltherapie und dem Katathymen Bilderleben)
- Hermann Siegenthaler: Anthropologische Grundlagen zur Erziehung Geistig-Schwerstbehinderter; Paul Haupt Verlag, Bern 1984 (Fundamentales Werk auf dem Gebiet der Heilpädagogik)

Walter Kläy

Auf Gottessuche

Betr.: Musiktherapie als Droge, Dissonanz Nr. 1, S. 6 bis 10

Zu Max Nyffellers wichtigem Artikel möchte ich als Musiklehrer einige Bemerkungen beitragen:

Es ist erschreckend, wie unbesehen und kritiklos weite Kreise im musisch-erzieherischen Bereich auf jeden neuen Therapie-Gag hereinfliegen. Die oft aus den USA importierten Eintagsfliegen sind schon bei ihrem Erscheinen kommerziell und marktgängig verwurstet, werden in borniert-moralisierender Ausschliesslichkeit angewandt und verschwinden bald. So stehe ich im Abseits, wenn ich einer entsprechenden Mode mit Skepsis begegne, weil ich als «gebranntes Kind» auf jeden absoluten Hinweis in der Musikerziehung allergisch reagiere. Ein Beispiel von meinem Arbeitsplatz: Vor Jahren war an unserer Schule für einen bestimmten Beethoven-Lauf nur eine Handhaltung möglich, andere Versionen galten als inkompetent. Brauche ich hinzuzufügen, dass unter den «Gläubigen» dieser eben erwähnten Lehre meines Wissens kein bedeutender Pianist ist? So frage ich mich, was solche und ähnliche Techniken mit Musik zu tun haben, und traue vor allem den Lehrern, die keine spektakulären Lösungen anzubieten haben.

Wie im Artikel erwähnt, propagiert eine Musikalienhandlung die unsäglichen Phantasien eines John Diamond in der Schweiz. Hier werden u. a. grosse Teile der zeitgenössischen Musik mit dem Hinweis auf den «Todestrieb» abge-

schrieben, als für eine Therapie unzulänglich erklärt. Wer hilft mir, einen Omega-Muskeltast zu erfinden, der bei Webern und Free Jazz die positivsten Resultate zeitigt?

Weitere Beispiele: Ein Populärmusikhistoriker leitet entsprechende Symposien im mondänen Bergdorf, ein ehemaliger Schweizer Ingenieur gründet eine entsprechende Abteilung an einer amerikanischen Universität. Ausdruck von psychotherapeutischem Quacksalbertum: Die Guru-Funktionen der Leiter verkaufen sich gut an ein Publikum, welches – seiner Vorbilder beraubt – auf einer sich selbst nicht eingestanden Gottessuche ist.

Zur Zuständigkeit: Ich glaube nicht an eine Musiktherapie, sei sie nun wissenschaftlich untermauert oder nicht. Meine These: Musiktherapie ist eine Materie, die als geistige Konstruktion bestimmte Aspekte der musischen Erziehung abdecken will, die aber nicht dazu steht, dass sie die Musik nur (miss-)braucht, um eigene physio- oder psychotherapeutische Zwecke zu verfolgen. Mein Vorschlag: Schaffen wir den Begriff «Musiktherapie» ab!

Karl Scheuber

Vordergründig festgerammt

Betr.: Musique suisse des femmes compositeurs, Dissonanz Nr. 1, S. 22

In der ersten Ausgabe der neuen schweizerischen Musikzeitschrift «Dissonanz» vom August 1984 schreibt Herr Robert Piencikowski an die Adresse der Leserschaft eine Häme, die wir, Veranstalter und mitwirkende Künstler (allesamt hochqualifizierte Berufsmusiker) zurückweisen. Wir stellen uns damit auch vor all die verunglimpften Komponistinnen. Dass Herr Piencikowski seinen (Hör-)Eindruck so wenig subtil formuliert, lässt die Vermutung zu, die (böse) Absicht (dazu) sei hier im Vordergrund gestanden. Ein Beweis, dass in dem abgehandelten Thema noch viel Polemik steckt!

Natürlich schmerzt es, wenn uns Herr Piencikowski (zur Information interessierter «Dissonanz»-Leser) aufs unwürdigste abkanzelt. Er entledigt sich der offensichtlich lustvollen Aufgabe zynisch und mit einigem rhetorischen Gespür. So gerät ihm die masslose Überbetonung seiner negativen Sicht zur Sprechblase. Musik will ja nun aber gespielt sein – und nicht gelehrt, geschähe letzteres auf noch so überzeugende Weise. Den Beifall des Einverständnisses und des Respekts haben alle in Paris auf- und uraufgeführten Werke alleweil verdient (die Konzertmitschnitte vermögen dies zu belegen). Doch protzen diese Werke nicht, vollführen kein Aufheben, sind unperückiert und ungeschminkt, nichts Edel-Anrühiges, Seelenvoll-Entsagendes, Wohlfeiles, keine rankende, aufgesetzte Jugendstilattitüde. Ein Stück Musikschaffen wird erweckt und vorgezeigt. Assoziationen

reichen vom bewundernswerten Sonderfall bis zum allzu männlich ausgeprägten Gestus. Ein kompositorisches Schaffen, überzeugend im Handwerk... Noch wirken diese Pariser Konzertabende nach. Auch der Teil der Kritiker/Innen, die der Unternehmung (Idee) offenbar nachtragen, dass sie als Musikereignis nicht wissenschaftlich gespreizt, nicht feministisch anbietend, nicht billig sozioevolutionär dampfte, muss ihr Signalwirkung zubilligen. Musik hat nicht die Schärfe der Sprache. Liebe-los zur Sache gelingt Herrn Piencikowski gerade noch ein banaler Verriss. Weder war für die (Nach-)Lesenden ein verlässliches (Hör-)Bild, noch (ein) im «Für und Wider» subjektiv / objektiv Wahres auszumachen. Komponiertes von Frauen als Entdeckung zu unauffällig? Als Kritiker undifferenziert und in der Ablehnung vordegründig festgerammt... Der schnelle Effekt höhrender Kritik hat den Vorzug, kurzlebig zu sein... Da kann man nur hoffen, dass unsere Bemühungen eine positiv provozierende Selbstverständlichkeit gewinnen. Noël Bach, Interessengemeinschaft SFM (Schweizer Frauen Musik)

Rubrique AMS Rubrik STV

Prix de Soliste 1984

A la fin du mois d'août, le violoniste Patrick Genet recevait le Prix de Soliste de l'AMS. Ce jeune Romand de 24 ans est déjà une personnalité connue dans le monde musical suisse soit par ses prestations de soliste soit par sa participation à des ensembles de musique de chambre. En 1980, il obtient son diplôme de virtuosité, hors classe, au Conservatoire de Fribourg. Il a auparavant étudié chez



Elisa et Arpad Gerecz, Stéphane Romascano et Thomas Füri. Il se perfectionne ensuite avec R. Shevelov, A. Grumiaux, E. Fischer, R. Hemmerling, le Haydn-Trio de Vienne et le Quatuor LaSalle. Avec le trio Musiviva, il remporte, en 1979, le 1er Prix du Concours de Florence, en 1980, le 1er Prix du Concours de Musique de Chambre Migros et, en 1983, le 1er grand Prix du Concours International de Colmar. Outre son activité de soliste en Suisse et à l'étranger, Patrick Genet est membre du Quatuor à cordes Sine Nomine et de la Camerata de Berne. Il est de plus professeur des classes supérieures au Conservatoire de Fribourg.

Quant au violoncelliste Patrick Demenga, âgé de 22 ans, il a reçu le Prix du public de la Ville de La Chaux-de-Fonds. Après des études au Conservatoire de Berne où il obtient son diplôme de soliste ainsi que le Prix Tschumi, en 1983,



Patrick Demenga poursuit sa formation au Luxembourg, au Canada et à New York. Soliste et membre d'ensembles de musique de chambre, il s'est déjà produit de nombreuses fois en Suisse et à l'étranger, entre autres avec l'Orchestre de Chambre de Lausanne, la Camerata de Berne et le Trio Elvetico. Il occupe actuellement le poste de violoncelle solo au Stadtorchester Winterthur.

3^e Concours d'interprétation de musique de chambre contemporaine

Les 27 et 28 octobre 1984, s'est déroulé à Lugano le 3^e Concours d'interprétation de musique de chambre contemporaine de la Fondation B.A.T. en faveur de la musique suisse en collaboration avec l'Association des Musiciens Suisses (AMS) et avec l'appui de la SSR. Ce concours, pour lequel une somme de fr. 15'000.- était à disposition, était destiné à des musiciens professionnels. 25 candidats, solistes et ensembles, se sont présentés et le jury, en regard de la qualité des prestations, a décidé, à l'unanimité, d'établir deux catégories, à savoir une catégorie ensembles et une catégorie solistes. Dans la catégorie ensembles, deux deuxièmes prix ex aequo ont été accordés à l'Erato-Quartett et au duo flûte/clarinette Philippe Racine / Ernesto Molinari. Dans la catégorie solistes, le 1^{er} prix est revenu au clarinetiste Heini Mätzener, le 2^e prix au pianiste Werner Bärtschi et le 3^e prix au guitariste Christoph Jäggi.

Pressestimmen zu Dissonanz/Dissonance Nr. 1

Am 15. August wurde an einer gut besuchten Pressekonferenz in Bern die erste Nummer von Dissonanz/Dissonance vorgestellt. Die meisten Schweizer Zeitungen berichteten über die neue Publikation. Nachstehend einige Auszüge aus den Besprechungen:

Auf Dissonanzen folgt die «Dissonanz» Im Vergleich zur Vorgängerin will sich «Dissonanz» weniger wissenschaftlich betonen und mehr Richtung Zeitung gehen, wovon nicht zuletzt die relativ reichhaltigen Illustrationen zeugen. (...) Redaktor Christoph Keller hat durchwegs fach- und sprachkompetente Autoren verpflichtet, wobei der angestrebte Anteil von etwa einem Drittel welscher Beiträge noch nicht erreicht ist. Ob andererseits die betont kecke Aufmachung mit schräg eingerückten Vorspannen und hochkant an den Seitenrand gestellten Titeln einen Leseanreiz bildet, möchte ich doch bezweifeln. (...)

Erich Radeke im *Badener Tagblatt*

Vive Dissonance Il y a quelques mois, de nombreux mélomanes s'inquiétèrent, avec raison, de la disparition de la seule revue musicale à l'échelon national. Cette grave lacune est désormais comblée avec la parution du premier numéro de la Nouvelle Revue musicale suisse qui porte le titre quelque peu ambigu de Dissonanz/Dissonance. (...) Ce numéro accorde une répartition équilibrée entre l'allemand et le français. Une preuve que Dissonance n'est pas, malgré le domicile de son rédacteur en chef, un pur produit d'Outre-Sarine. (...) Bien que d'une présentation plus économique, cette revue, grâce aux photos originales et à la mise en page graphique peu conventionnelle, exercera un attrait plus grand que sa défunte aînée.

Jean-Pierre Amann dans *Construire*

«Dissonanz» — «Dissonance»: Die neue Zeitschrift des STV ist erschienen. (...) Ihr Titel will auf Würze und Spannung hinweisen, die mit dem Begriff «Dissonanz» in der Musik assoziiert werden und die durchaus anregenden, belebenden Charakter aufweisen können. Er drückt natürlich auch «Anders-», «Besonders-Sein-Wollen» aus, was nicht zuletzt mit der Aufmachung deutlich wird, die sich in schräg gestellten Abschnitten, senkrecht gesetzten Titeln und skurrilen Filmfotos gefällt, welche doch etwas willkürliche Assoziationen zu den jeweiligen Titeln schaffen. Die Stoffwahl ist aber interessant, die Autoren kompetent, wenn auch im Bestreben, sich «kritisch» zu profilieren, da und dort etwas tendenziös. (...)
Ein erster Überblick über die neue Zeitschrift lässt sie anregend und phantasievoll erscheinen. Sicher gibt es auch unter unseren spezialisierten Musikpädagogen viele, die sie mit Interesse lesen werden.
Rita Wolfensberger im *Mitteilungsblatt des SMPV*